

Predigt über Mt 22, 1–14 (19. Sonntag nach Pfingsten)

Gott lädt zum Hochzeitsmahl

Vom Himmelreich spricht das Gleichnis, vom Reich Gottes. Welche Vorstellungen verbinden Sie damit? Angenommen, Ihr kleiner Junge fragt Sie: Wie kommt man in dieses Reich Gottes? Wie antworten Sie? Etwa so? Da mußt Du auf manches verzichten; Du mußt Dich an die Gebote Gottes und der Kirche halten, ein anständiges Leben führen. Du mußt sonntags zur Kirche gehen. – Nichts gegen solche Ratschläge, aber sie zeigen nicht, daß das Reich Gottes für uns nicht selten vorwiegend aus Geboten und Verboten besteht, von einem riesigen Bretterzaun umgeben ist mit der ewig gleichbleibenden Aufschrift: Du mußt, du sollst, du darfst nicht? Wenn wir so an Gott denken, bekommen wir ein schlechtes Gewissen. Wir stellen ihn uns vor – und wie oft ist er uns von Kindheit an so vorgestellt worden – als großen himmlischen Aufpasser, der das Treiben der Menschen von oben herab kritisch verfolgt, jede Übertretung registriert und sie bestraft.

Nun heißt es in unserem Gleichnis sofort zu Anfang klar und eindeutig: »Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem König, der seinem Sohn Hochzeit hielt...« Gott als der königliche Gastgeber! Wohlgermerkt: Von Einladung ist da die Rede, nicht von Vorladung. Nicht die Zehn Gebote oder die Kirchengebote sind des Reiches Gottes Beginn; Gott ruft uns an seinen Tisch! Damit fängt's an. Wir sind Gäste des Königs, und unser ganzes Christenleben besteht letztlich darin, Antwort zu geben auf diesen Ruf in die Gemeinschaft mit Gott.

Tut sich da nicht ein ganz anderer Blick auf als der durch das Gitter von Paragraphen und Vorschriften? Müßte man das nicht merken, daß wir an die Königstafel gerufen sind und nicht zum Gerichtsvollzieher? Wer nur stöhnt unter der »Last des Christseins« und sich bedauert, daß er zu dieser Gruppe Menschen gehört, der ist ein schlechter Bote seines Herrn.

Die Erstgeladenen

Der König sendet seine Boten zunächst zu denen, die schon geladen sind, die bereits um das kommende große Ereignis wissen und denen nur noch der genaue Zeitpunkt der Hochzeit mitgeteilt wird. Sie reagieren völlig unverständlich: Sie lehnen ab. Hatten sie »Wichtigeres« zu tun? Keine Zeit? Hatten sie die Dringlichkeit der Einladung nicht erkannt? Hatten sie nicht gemerkt, daß es Gottes Boten waren, daß alles auf dem Spiel stand? Jedenfalls:

Sie bleiben fern und werden sogar aggressiv. Deutlich steht hier das Gottesvolk des Alten Bundes im Hintergrund des Gleichnisses. Vor allem seine Führer haben in der entscheidenden Stunde der Berufung versagt. »Sie wollten nicht kommen«, heißt es kurz und bündig. – Ist das nur eine historische Feststellung, die wir zur Kenntnis nehmen und die uns – nicht selten ist das geschehen – in unseren antisemitischen Affekten bestärkt? Können wir die Schuld auf »die Israeliten damals« abwälzen und befriedigt feststellen: Sie haben versagt! So einfach läßt uns das Gleichnis nicht davonkommen. Wir sind das neue Gottesvolk, und wir haben uns zu fragen, wo wir Gottes Einladung in den Wind schlagen und zur Tagesordnung übergehen, als sei nichts geschehen. Wir sollten diese Gefahr nicht übersehen. So, wie es im Gleichnis geschildert ist, kann es auch bei uns weitergehen. Wir, die wir uns als Stammgäste fühlen und beinahe schon die ersten Plätze unter uns verteilen, können den Ruf überhören. Staunen wir noch über das Unerhörte dieser Einladung? Sie ist uns im Laufe unseres Lebens über Taufe und Kommunion wie selbstverständlich in den Schoß gelegt, fast eine Banalität. Ob wir sie nicht gerade deshalb verpassen können? Das Gleichnis sollte uns zu denken geben.

Einladung für jedermann

So viele der Erstgeladenen auch absagen, die Veranstaltung fällt darum nicht aus. Das Mahl wird auf jeden Fall gefeiert, auch wenn noch so viele ihm den Rücken kehren! Es ist nicht von ihrem Erscheinen abhängig. Die Stammgäste sollten sich also nicht zu wichtig nehmen. Gott führt seinen Plan auch ohne sie durch. Wo die Statthalter christlicher Tradition streiken und satt und zufrieden sich selbst genügen, lädt er andere an seinen Tisch. Er schickt seine Boten »auf die Straße« zu jedermann. Er holt alle herbei, Leute, die nichts sind und nichts haben, Böse und Gute. Man höre und staune: Die Bösen stehen hier betont voran. Auch sie, diese »Leute mit Vergangenheit«, sind zu Gottes Hochzeitsmahl herzlich willkommen. Gottes Ruf kommt auch zu den Menschen »unterm Strich«, zu denen, die festgefahren sind und gar nicht mehr mit ihm rechnen, die ihn und vielleicht auch sich selbst längst abgeschrieben haben, die denken: Mich will er bestimmt nicht, wenn er mich kennen würde; er ruft auch sie, gerade sie. Er setzt dabei getrost seinen guten Ruf und sein königliches Ansehen aufs Spiel, um allen alles zu sein, allen, die nichts Besseres haben als ihn. Sein Fest ist nicht exklusiv, alle haben Zutritt.

Ist die Kirche, sind wir Boten dieses Königs? Wie oft sind wir doch peinlichst auf Exklusivität bedacht. Der da, nein, der kommt für uns nicht in Frage, der gehört hier nicht hin! Der soll mir nicht wieder vor die Augen kommen! Mit dem werde ich mich nie mehr an einen Tisch setzen! Ob wir uns nicht gerade dadurch von Gottes Tafel ausschließen? Es lohnt sich, darüber nachzudenken. Christus will keine geschlossene Gesellschaft.

Das gerichtliche Nachspiel

Das Gleichnis nimmt ein ärgerliches Ende. Einer der Gäste wird wieder vor die Tür gesetzt, weil er kein hochzeitliches Kleid trägt. Er war von der Straße gekommen, wie er war – das durfte er. Aber er wollte auch so bleiben, wie er war, er hing an seinem alten Kleid, er wollte in seiner alten, freudlosen Art verharren und sich selbst gehören – das durfte er nicht. Er hatte gar nicht bedacht, wohin er geraten war, er wollte das Fest so nebenbei mitnehmen. Wer nun Gottes Einladung annimmt, kann nicht gleichzeitig auf anderen Hochzeiten tanzen, er muß sich entscheiden und andere Einladungen absagen. Wenn du kommst: Er fragt dich nicht nach deiner Herkunft, nach deiner Vergangenheit, aber die Gegenwart, die will er ganz. Das letzte Geheimnis unseres Lebens ist dies: Gott läßt uns an seinen Tisch und erwartet uns. Der Preis, den wir als Eintritt zu bezahlen haben, sind wir selbst.

Franz Kamphaus

Predigt über Mt 13, 14–30

(5. Sonntag nach Erscheinung)

Unser Herr hat seinem Gleichnis nicht beigefügt, wie er sich die Reaktion der Knechte auf die Weisung ihres Bauern vorgestellt hat. Haben sie seinem Wort, ein böser Feind sei der Urheber des Unkrauts im Acker, geglaubt? Sind sie seiner Anweisung, nun nicht zu jäten, sondern die Ernte abzuwarten, gefolgt?

Das Gegenteil wäre ja auch denkbar: daß sie sich über ihren Herrn geärgert und ihm gekündigt haben mit der Begründung, mit einem Phantasten lasse sich nicht zusammenarbeiten, der erstens die Schuld für einen verwilderten Acker nicht bei sich selber sucht, sondern irgendeinem bösen Mann in die Schuhe schiebt und der zweitens dann keinen Finger rührt, dem Übel wenigstens jetzt noch beizukommen, sondern alles auf eine große Säuberung am Ende vertröstet. Wenn es dann eine Mißernte gibt, werden sich diese Knechte sagen, sind wir doch am ersten dran, wir verlieren doch zuerst unser Brot und werden ausgestellt. Dann gehen wir lieber gleich.

Es ist nicht müßig, sich vorzustellen, daß die Knechte im Gleichnis auf diese zweite Art hätten reagieren können. Denn bis in diese Stunde kündigen täglich Knechte Gottes ihrem Herrn mit genau dieser Begründung ihren Dienst auf.

Gute Knechte, treue Knechte, die jahrelang fleißig im Dienst ihres Herrn gearbeitet, das Fleckchen Erde, das er ihnen anvertraute, umgepflügt und gerodet und für Gottes Einsaat bereit haben; Knechte, die mit Spannung gewartet haben, bis die ersten Halme durch den Boden stießen und sich dann stolz und froh gesagt haben: Da, es lohnt sich doch noch, wenn man sich plagt auf dieser Welt, weil Gott seinen Segen, seine Frucht dazu gibt.

Bis sie eines Tages Unkraut entdeckten auf ihrem Acker. Zuerst nur vermutungsweise, aber dann bestätigte es sich von Tag zu Tag mit wachsender

Unerbittlichkeit: Unkraut auf dem Acker meines Lebens, Unkraut trotz aller Plage, Unkraut, das meine Lebensernte bedroht! Und dann treten solche Menschen vor ihren Gott hin und sagen: Herr, wie kommt das Unkraut in diese Welt? Wie kommt das Unkraut auf Deinen Acker? Oder ist diese Welt nicht Dein Acker? Hast Du sie nicht angelegt und eingepflanzt? Wo kommt diese Krankheit her? Dieses unsinnige Siechtum? Woher die Borniertheit meiner Vorgesetzten, die Grausamkeit meiner Konkurrenten, der Schmutz in der Politik, das Ärgernis in der Kirche?

Wie, Du sagst, das habe der böse Feind getan? Wer ist denn dieser böse Feind, daß Du, Gott, so machtlos bist gegen ihn? Daß er Dir Deine ganze Ernte verpfuschen kann? Sei doch ehrlich, lieber Gott – so steht es in vielen Romanen, die unsere Zeitgenossen schreiben –, sei doch ehrlich und gib zu, daß Dir selber da ganz am Anfang ein Fehler unterlaufen ist, bei der Aussaat, ein Konstruktionsfehler bei Deiner Schöpfung, den wir nun ausbaden müssen!

Und Du, Herr Jesus Christus, was ist mit Deiner Kirche geworden, seit Du von uns fortgegangen bist? Seit die Saat zu wachsen begann, ist da immer mehr Unkraut sichtbar geworden auf Deinem Acker. Warum unterscheidet sich unsere Kirche so wenig von den andern Kirchen und Religionen der Erde? Warum steht auch bei uns der Weizen so spärlich? Warum müssen wir immer wieder diese Dinge über Deine Priester in der Zeitung lesen? Was war das für ein Unkraut mitten im Konzil? Warum hat jede Session ihren Skandal haben müssen? Wo ist denn da Dein Heiliger Geist geblieben? Ist Deine Kirche die Gemeinschaft der Heiligen, oder ist sie es nicht?

Wenn wir in dieser Weise durchdenken, mit welchen Worten und Gedankengängen viele Menschen um uns her von ihrem Gott und ihrer Kirche Abschied nehmen, dann läßt uns nun auch gläubigen Herzens hören, was uns unser Herr, der auferstanden und in der Herrlichkeit beim Vater ist, als Wort des Trostes und als Wegweisung zu sagen hat.

– Der Feind, der mir meine Ernte zerstören wollte, ist ein Geschöpf aus der Hand meines Vaters wie ihr. Ein Geschöpf, dem die Freiheit geschenkt wurde und das seine Freiheit mißbrauchte, mein Feind zu werden. Dieser Feind ist am Kreuz besiegt. Aber wie ein verwundetes und geschlagenes Heer noch sehr viel Schaden anrichten kann, so mein Feind und euer Feind auf seinem Rückzugsgefecht. Aber:

– So wahr ich lebe, sagt unser Herr, es kommt der Tag, da werde ich den Schnittern sagen: Nun ist Erntezeit, nun legt den Acker um, und scheidet mir das Unkraut vom Weizen! So wahr ich lebe und mir das Gericht übertragen ist von meinem Vater: Ich werde »meine Engel aussenden, und sie werden alle Ärgernisse und Übeltäter sammeln aus meinem Reiche, und sie werden sie in den Feuerofen werfen, und dort wird Heulen und Zähneknirschen sein« (Mt 13,41-42). Ich weiß,